



# Illyrisches Blatt.

DONNERSTAG 27. JUNI.

## Vaterländisches.

Freiherr Hans Rasioner im Türkenkriege.

(Beschluß.)

Wittlerweile war Rasioner vor dem alten Schlosse Herman angekommen und griff es sogleich mit Sturm an, weil darin, wie Vansfy meinte, reiche Vorräthe aufgehäuft seyn sollten. Die türkische Besatzung gerieth bei der feindlichen Uebermacht in Furcht und erbot sich, nachdem sie nur einige Stunden Gegenwehr geleistet, zur Uebergabe auf Gnade. Rasioner war entschlossen, das Schloß zu erstürmen und zum Schrecken für den Feind Alles darin erwürgen zu lassen, nahm jedoch endlich auf den Rath der übrigen Führer die Ergebung auf Gnade an. Ueber die vermutheten Vorräthe hatte man sich getäuscht. Während dessen brachten jedoch die Landleute aus der Umgegend unter Rasioner's Geleite gegen fünfzig Wagen mit Proviant herbei. Als indeß das ausgehungerte Kriegsvolk sie wahrnahm, fiel es, trotz des Geleites, gegen alles Verbot mit Gewalt über sie her und nahm in wilder Eile ohne Bezahlung Alles hinweg; mehre Landleute wurden dabei sogar todtgeschlagen, andern ihre Rosse und ihr Zugvieh geraubt. Rasioner war über diese Gräueltathen und den Ungehorsam seines Kriegsvolkes so ergrimmt, daß er mehre der Wüthendsten mit eigener Hand niederstach und andere für ihre Verbrechen mit aller Strenge bestrafen ließ.

Nachdem man das Schloß Herman mit der nöthigen Besatzung versehen, setzte das Heer seinen Marsch nach Gara fort, kam aber bald an den Fluß Buka, dessen Brücke durch die angeschwollene Wassermasse zerbrochen und weggerissen war. Keiner, auch nicht einmal die ungarischen Hauptleute, hatten davon gewußt, daß man hier einen Fluß zu überschreiten habe. Rasionern war diese Gegend ganz unbekannt; auch Kundtschaft hatte man nicht einziehen

können, weil niemand im Heere der Landessprache kundig war. Es mußte also eiligst eine Brücke gebaut werden; Tag und Nacht wurde daran gearbeitet und Rasioner war dabei so rastlos thätig, daß er nachmals sagte: „er habe alle seine Tage mit seiner Hand nicht so hart gearbeitet.“

Als der Bau beendet war, berieth man sich im Kriegerathe, wie die Brücke ohne Gefahr zu passiren sey. Rasioner schlug vor: man möge zuerst alles Geschütz nebst einem Theile des Fußvolkes hinüberbringen. Dem widersetzten sich aber viele Andere. „Geht das Geschütz“, sagten sie, „zuerst hinüber und bricht vielleicht die Brücke ein, so muß das gesammte Kriegsvolk dann dießseits bleiben; besser, man kommt um's Geschütz, als um die Leute.“ Nur mit Mühe setzte es Rasioner endlich durch, daß man zuerst das kleinere Geschütz und die Munition mit einem Kriegshaufen, dann alle Wagen und übrigen Haufen hinüberbringen, daß grobe Geschütz aber mit einer Anzahl Knechte beim Grafen von Lodron in einer Schanze bis zuletzt zurückbleiben solle. So geschah es auch; allein beim Ueberfahren des achten Stückes des schweren Geschützes brach die leichte Brücke mit ihm ein und Rasioner mußte es zerschlagen lassen, damit es dem Feinde nicht in die Hände fiel.

Als er darauf aber den ungarischen Hauptleuten anzeigte, daß dem Zeugmeister zum Fortbringen des Geschützes noch 200 Pferde fehlten, mit der dringenden Bitte, ihm die nöthige Vorspann zu verschaffen, damit man das Geschütz nicht verliere, ließen sie sich nur mit Mühe bewegen, ihm 60 Pferde zu stellen, die jedoch fast ganz untauglich, faul und abgemagert waren. Die andern Hauptleute thaten und bewilligten gar nichts. — Rasioner ersuchte zwar den Grafen Albrecht Schlick und befohl auch dem Hauptmann Hans Ungnad, sie möchten die übrigen Hauptleute auffordern, von jedem ihrer

Wagen zur Bespannung des Geschüzes wenigstens Ein Pferd zu geben; er erbot sich sogar, seine Wagen verbrennen zu lassen und alle seine Pferde vor das Geschütz zu spannen. Allein Hans Ungnad brachte ihm im Namen der Uebrigen die Antwort: sie könnten keine Pferde entbehren, denn sie würden dann ihre Wagen mit den ihnen nöthigen täglichen Bedürfnissen nicht nachbringen können; es sey überhaupt seine Sache, für die Fortschaffung des Geschüzes zu sorgen. Kagianer, in der peinlichsten Lage, sann hin und her, was zu thun sey, und ertheilte endlich dem Zeugmeister den Befehl: er solle alles lästige Gepäc und alle übrigen Wagen ohne weiters verbrennen, die Munition zum Theil vergraben und die Pferde an das Geschütz spannen. In demselben Augenblick aber ließen eine Anzahl Hauptleute und Kriegsräthe Kagianer zu sich in ihre Versammlung entbieten. Als er da erschien, machten sie ihm bittere Vorwürfe wegen der Hungersnoth, die sie nicht länger ertragen könnten; sie sähen, sagten sie, daß es ihm nur um das Geschütz zu thun sey, wobei sie aber zuletzt Alle zu Grunde gehen müßten; er möge wohl bedenken, was er thue, und in seinem Vornehmen nicht Land und Leute auf's Spiel setzen. Kagianer entgegnete: sie hätten ja selbst den Abzug auf Gara hin gerathen; er habe ihn geschehen lassen müssen und nicht anders handeln können. Jetzt aber müsse der Zug unter allen Umständen fortgesetzt werden, denn zu Gara werde man, wie die Ungarn versichert hätten, hinlänglich Proviant finden. Da trat einer von den Hauptleuten mit den Worten auf: „Ich werde nicht weiter mit ziehen, meine Leute wollen auch nicht mehr und Andere dergleichen; meine Zeit ist aus, ich will des Geschüzes wegen nicht so viele gute Leute opfern. Bleibt, so lange Ihr wollt, ich werde mich von Stund' an aufmachen, wo uns Gott hingleitet.“ Das ist auch unsere Meinung, riefen mehre Andere und schickten sich alsbald auch zum Abzuge an, ohne zu bedenken, daß man mitten im feindlichen Lande sey. Da trat Kagianer noch einmal unter sie mit der nachdrücklichsten Ermahnung, zu erwägen, was sie thäten. „Liebe Herren und Freunde“, sprach er zu ihnen, „denket an unser Vaterland, das nie wider die Ehre gehandelt hat. Wie könnt Ihr es mit Ehre verantworten, daß Ihr mitten unter den Feinden uns und das Geschütz verlassen wolle? Euch und Euren Nachkommen würde auf ewige Zeit kein gutes Andenken setzen; Ihr würdet darob Euer Lebenlang von Jedermann geradelt werden und ich selbst würde Euch wohl nichts Gutes nachreden können. Ich bitte Euch also, Ihr wolleet von Eurem Vorhaben absehen, und die es Euch rathen, nicht für ehrlich halten.“ Dieses letztere Wort zog zwar Kagianern von Manchen wieder neuen Haß zu; allein die Hauptleute traten noch einmal zur Berathung zusammen und erklärten ihm denn: sie wollten bis Gara noch bei ihm bleiben; er müsse ihnen aber das Versprechen geben, daß er sie vorerst von dort nicht weiter führen und durch keine Belagerung einzelner Orte länger aufhalten wolle. Werde man zu Gara Proviant finden, so würden sie weiter mit sich verhandeln lassen. Da Kagianer dieß versprach, waren die Unzufriedenen vorerst wieder beruhigt.

Nun wurden die Wagen und das überflüssige Gepäc verbrannt, die Pferde aber zur Vorspannung des Geschüzes genommen. Der Zeugmeister zeigte zwar an, daß ihm immer noch 50 Pferde nöthig seyen oder er müsse mehre grobe Geschütze stehen lassen; allein Kagianer konnte jetzt von Niemand mehr ein Pferd bekommen. Ludwig Pekry gab nur so viele Ochsen her, um damit eine Schlange fortzuführen. Es ward daher beschlossen, das grobe Geschütz zersprengen zu lassen, was auch sofort geschah.

Man setzte darauf den Marsch auf Gara fort. Unterwegs aber kamen Balthasar Wanffy und Paul Bakas beim Heere wieder an, mit der Meldung: in der Nähe liege ein Flecken, Soanka, der zwar von den Türken besetzt, aber vollauf mit Proviant versehen wäre; das Land sey eben, der Weg dahin, obgleich kaum eine halbe Meile lang, doch enge und waldig. Kagianer beschloß, in Uebereinstimmung mit allen Obersten und Kriegsräthen, dem Orte entgegen zu ziehen. In der Nähe angelangt, ertheilte er dem Proviantmeister gemessenen Befehl, streng auf Ordnung zu halten und Alles gleichmäßig auszutheilen. Allein das ausgehungerte Kriegsvolk kümmerte sich auch jetzt weder um Gehorsam noch Verbot, fiel stürmisch über die Vorräthe her und wollte den abwehrenden Proviantmeister ermorden. Auch Kagianer selbst konnte das gierige Volk auf keine Weise zur Ordnung bringen. Trog aller Verbote stürmte es zu Haufen in den Flecken hinein, wobei Viele aus dem Schlosse von den Türken erschossen wurden. Da Kagianer erfuhr, daß ein starker Türkenhaufe kaum eine Viertelmeile entfernt in einem Lager liege, so blieb ihm, um das Kriegsvolk mehr zusammenzuhalten, zulezt nichts Anderes übrig, als den Flecken anzünden zu lassen, zumal da zu befürchten war, daß der darin vorgefundene Wein unter dem Volke noch größeres Unheil verursachen könne. Nun wollte man den Marsch weiter fortsetzen, allein auf der Tagreise von der Zuka bis nach Soanca waren die Pferde so ermattet, daß sie das Geschütz kaum noch eine Strecke fortziehen konnten. Die meisten Hauptleute rietben, man möge das Geschütz zersprengen und liegen lassen, andere, man solle es zum Theil vergraben, um es später einmal wieder aufzufinden. Kagianer ließ dann auch wirklich mehre Stücke verscharen. Der Zug ging nun langsam weiter fort, denn Menschen und Rosse waren durch Hunger, Schlaflosigkeit und Strapazen so kraftlos und ermattet, daß es die größte Anstrengung kostete, einige Meilen zurückzulegen. Dazu kam noch, daß die türkischen Reiter, mit Janitscharen untermischt, mehre Tage lang das Heer ohne Unterlaß bald hier bald dort angriffen und ihm große Verluste beibrachten, ohne es zu einem entscheidenden Kampfe kommen zu lassen, denn die Türken bezweckten nichts Anderes, als das Heer durch Hunger und Ermattung bis auf den letzten Mann aufzureiben. Da man von Soanka her die türkische Reiterei an einem Tage dreimal auf die Seite hatte zurücktreiben müssen, so konnte man Gara erst am nachfolgenden Tage erreichen. Als man der Stadt aber näher kam, fand man eine Anhöhe vom Gewende besetzt, von wo er das Heer während seines Fortzuges fort und fort mit fünfzehn Feldstücken beschoss und es in große Bedrängniß brachte, bis

endlich Kasioner, der den Vorzug führte, die Anhöhe erstürmte und den Feind zurückbrängte, so daß der Nachzug ohne Gefahr hindurchkam. Nach gehaltenem Kriegsrathe schlug er das Lager auf der Anhöhe in einer sehr vortheilhaften Stellung in der Nähe eines Gewässers, von wo man den nahe liegenden Feind durch das übrige Geschütz bald zurücktrieb.

Da kam aus Walpo ein Bote mit einem Briefe von einem Kroaten, der von Kasioner und den ungarischen Obersten dorthin gesandt worden war, um den in Walpo vorhandenen Proviant nach Gara zu schaffen, damit man ihn hier bei der Ankunft des Heeres finde. Der Brief enthielt aber die Nachricht: es sey in Walpo weder Proviant noch Gold vorhanden gewesen, um Proviant aufzukaufen: man wolle sich indeß Mühe geben, um in drei bis vier Tagen etwas Vorrath aufzubringen. Diese Meldung schlug alle Hoffnung und allen Trost nieder. Hans Ungnad und Franz Bathyan traten in Kasioner's Zelt und erklärten ihm: ihr Kriegsvolk sey in wildester Aufregung, wüthe und tobe wegen Mangel an Lebensmitteln und lasse sich durch nichts mehr zufrieden stellen; es sey jetzt das Schlimmste zu befürchten, denn das Volk finde sich in allen bisherigen Zusagen getäuscht und sey allgemein der Meinung, man gehe nur damit um, es völlig zu Grunde zu richten.

Kasioner versammelte alsbald einen Kriegsrath, um auch die übrigen Hauptleute um ihre Meinung zu befragen. Er habe, erklärte er ihnen, die Stimmung des Kriegsvolks schon zuvor gekannt, weshalb er ihm auch zugesagt habe, das Heer bis Gara hin mit keiner Belagerung aufzuhalten, um es den Vorräthen bei Gara bald nahe zu bringen. Leider aber müsse er jetzt anzeigen, daß er so eben von denen, die Proviant hätten herbeischaffen sollen, schlechten Trost erhalten habe; da er besorgen müsse, daß man ihm die Verschämniß zur Schuld anrechnen werde, so erkläre er hiemit, daß keine der ihm gegebenen Zusagen und Verheißungen erfüllt worden sey.

Als man sich nun berieth, was für die Rettung des noch übrigen Heeres zu thun sey, waren Einige der Meinung, man müsse sich zunächst Gara's bemächtigen, wo man reiche Vorräthe finden werde; Andere machten andere Vorschläge. Hans Ungnad aber erklärte: es bleibe bei der Schwäche und Ermattung der Kriegerleute jetzt nichts Anderes übrig, als den Rückzug fortzusetzen, das Geschütz zu zersprengen und es sammt den Wagen zurückzulassen. „Wir wollen dieß Alles,“ fügte er hinzu, „bei Seiner königlichen Majestät schon verantworten, und wenn der König wegen des Verlustes des Geschützes Beschwerde erheben würde, so wollen wir bei unsern Landen schon bewirken, daß ihm dafür Ersatz geleistet werde.“ Manche, wie Heinrich Truchses, stimmten zwar gegen den Abzug und wollten, daß man zuvor Gara erstürme; allein fast alle andern Hauptleute und Kriegsräthe traten dem Hans Ungnad bei, erklärend: die Krankheiten im Heere, der Verlust an Menschen und Pferden, die Kräftelosigkeit und Schwäche des ganzen noch übrigen Heeres, die späte Jahreszeit u. s. w. seyen wohl Gründe genug zum eiligen Rückzuge. Dieß Alles konnte auch Kasioner

nicht ablängnen, als er um seine Meinung befragt ward. Während man noch verhandelte, kam durch Paul Bakits die Nachricht in den Kriegsrath, daß der nahe liegenden Dürkenschaar so eben frisches Kriegsvolk zu Roß und Fuß zur Verstärkung zugeführt worden sey. Dieß gab den Ausschlag. Kasioner trat nun dem Vorschlage Hans Ungnad's und Albrecht Schlick's, Wagen und Geschütz zurückzulassen und den Abzug anzutreten, ebenfalls bei, und endlich erklärten sich auch Franz Bathyan und Ludwig Pekry, der lange gezögert, „in Ansehung der augenscheinlichen Noth“ für den schleunigsten Rückzug.

So lautet Kasioner's eigener Bericht, den er später dem römischen Könige vorlegte, um zu beweisen, daß der Zug von Essek herab nach Gara durchaus nicht auf seinen Rath und Willen erfolgte und der Verlust und die Auflösung des Kriegsvolkes einzig nur durch Mangel an Proviant verursacht sey, den man ihm keineswegs zur Schuld anrechnen könne. Kasioner aber erkläre seitdem nicht mehr auf dem Kriegsschauplatze.

### Die unbekannte Sängerin.

La bla che, der dicke, der gute, zugleich liebenswürdige und geistreiche La bla che, ist, wie Federmonn weiß, Liebling der Engländer. Viele behaupten, seine Corpulenz habe nicht wenig beigetragen, um sich die Stimmen John Bull's zu gewinnen; ich für meinen Theil glaube, daß sein liebenswürdiger Charakter, so wie sein schalkhafter Frohsinn, den größten Antheil daran gehabt haben, um sich diesen Sieg zu verschaffen. — Im Jahre 1839 hatte Lablache einen jungen italienischen Cavalier, einen liebenswürdigen Menschen mit blondem Barte und blauen Augen, zum Schüler, der sich gar sehr in Verlegenheit befand, weil er zwanzig Jahre alt und eine Million Renten besaß. Hätte man ihn am Fortepiano die Arie aus der Nachtwandlerin singen hören, würde man ihn sicherlich für eine blasse, überaus zarte melancholische Lady gehalten haben, so weiß war seine feine Haut, und so weich seine Stimme. Eines Tages trat Signor Giovanilli bei Lablache ein. Er war nachdenkend und trübe gestimmt. „Was haben Sie“, fragte ihn der Sänger, „sind Sie unwohl? haben Sie die Erübe, die ich Ihnen gegeben habe, nicht bei voller Stimme singen können? erben Sie eine Million mehr, als wovon Sie Gebrauch zu machen wissen?“ — „Nein“, erwiderte laut Giovanilli, „nichts von Allen dem beunruhiget mich.“ — „Was macht Sie denn so schweigsam?“ — „Ich habe Langeweile.“ — „Sie haben Langeweile? Sie, der reichste Seigneur Italiens und so jung! Sie, der Sie ein Schloß besitzen, dessen Zinnen den Himmel berühren und dessen Fuß sich in den blauen Bogen des Adour badet?“ — „Reichtum macht nicht glücklich. Das Herz, das nicht beschäftigt, wird gar bald zu Eis.“ — „Beim Bacchus! Signor, gutes Glück darf nicht fehlen; aber sollten Sie nicht schon, seit den acht Tagen Ihres Aufenthaltes in London, eine Leidenschaft im Herzen tragen?“ — „Eine Leidenschaft? wie sollte ich dazu gekommen seyn? Ich kann kein Wort englisch, ich habe keinen andern Freund als Sie, und soll ich es Ihnen gestehen, es ist kei-

neswegs eine Frau, die ich suche, um mein Herz zu beschäftigen.“ — „Was suchen Sie denn, mein Herr?“ — „Einen Engel, ein Wesen, ganz mit Mysterien umgeben, daß ich so fern lieben könnte, wie man die Sonne mit den goldenen Strahlen liebt, dieß brillante Licht der himmlischen Krone. . . Ich wünschte, daß sich, ihr selbst unbewußt, mein Geist mit ihr beschäftigte, daß ihr meine Seele mit einer echt brüderlichen Liebe, rein wie die der himmlischen Heerschaaren, ergeben sey.“ — „Ich verstehe, mein Dichter, Sie wünschen eine hoffnungslose Liebe.“ — „Ich will,“ erwiderte der melancholische Italiener, »daß meine Illusionen niemals verschwinden; ich will, daß die, der ich diese stumme Anbetung weihe, niemals aus dem geheimnißvollen Schleier, der sie verhüllen wird, gleich den alten Auguren, hervortrete; denn ach! bei jeder Erdenschönheit stellt sich notwendig die Aussicht dar. . . Vollkommenheit existirt nicht.“ — „Wahrlich, mein Herr, ich wünsche Ihnen gut Glück zu dem rosenfarbenen Traumbilde, das Sie suchen.“ — Während Lablache die Worte sprach, durchblätterte Signor Giobanilli die auf dem Tische des Salons ausgebreiteten Albums. — „Ach, mein Lieber, rief er plötzlich, »welch ein köstliches Buch!“ — Der junge Träumer entdeckte gerade ein in der That ausgezeichnetes Album mit gepreßten Blumen, in Sammet und Gold eingefaßt, mit einem Verschuß von ganz getriebener Arbeit. Vier Rubinien von ausgezeichnetem Wasser blühten an den vier Ecken, und aus den gläsernen Blättern duftete ein köstlicher Wohlgeruch, ein herrliches Gemisch von Myrthen, Roseba und Weichen. Auf der ersten Seite las man, von einer Damenhand geschrieben, diese Worte: — „Al mio maestro di musica.“ — „Beim heiligen Georg,“ rief der Graf, „von wem haben Sie dieß schöne Album?“ — „Von einer meiner Schülerinnen.“ — „Ihr Name?“ — Lablache überlegte: — „Ihren Namen kann ich nicht nennen.“ — „Welche Thorei, wozu eine derartige Vorsicht?“ — „Mein Herr, ich darf die Namen meiner Schülerinnen ohne Erlaubniß nicht entdecken, vorzüglich keinem Wildfang ihres Alters, schön und gleich dem Schmetterlinge, verliebt in alle Rosen.“ — „Ihre Discretion reizt mich um so mehr. Ist sie schön?“ — „Ach, was das anbelangt. . . ausgezeichnet!“ — „Ihr Haar?“ — „Blond.“ — „Ihre Augen?“ — „Blau.“ — „Ist sie groß?“ — „Ja, ihre Taille ist majestätisch, sie hat bewundernswerthe Zähne, und einen Geist. . . eine Anmuth, die ausgezeichnet!“ — „Ist sie verheirathet?“ — „Nein, sie ist frei.“ — „Dann muß ich sie sehen, ihr den Hof machen, und wenn sie mir gefällt. . .“ — „Würden Sie sie heirathen?“ — „Ohne Zweifel.“ — Thorei! sie ist fortwährend durch die hohen Verwandten gebunden, die würden sie Ihnen niemals geben.“ — „Meinen Sie?“ — „Davon bin ich fest überzeugt. Es sind da unübersteigliche Hindernisse.“ — „Ach, lassen Sie mich sie nur einmal, ein einzigesmal sehen!“ — „Und wenn ich einwilligte, sie Ihnen zu zeigen, würden Sie mir schwören, sich niemals ihr nähern zu suchen? sich mit der stillen Verehrung, von der Sie eben sprachen, zufrieden zu geben?“ — „Ich schwöre es, und zum Beweise verlasse ich morgen London.“

Am Abende führte Lablache den Grafen in ein prächtiges Concert. Als sie eintraten, hatte bereits das Fest begonnen. Der Saal war von allen Seiten angefüllt. Alle Welt betrachtete eine junge blonde Dame, in einem sehr einfachen Anzuge, denn auf dem Kopfe trug sie nur einen Kranz von blauen Kornblumen. „Da ist sie,“ sagte Lablache. — „O bell' alma inamorata!“ rief entzückt der Italiener. Und blieb den ganzen Abend in Ekstase. — Den folgenden Tag reiste er nach Venedig.

Ein Jahr nachher traf er Lablache in Paris wieder. „Nun!“ sagte er „und meine Unbekannte?“ — „Sie denken also noch immer dran?“ — „Immer; es ist ein schönes Traumbild, daß ich bisweilen im Schlafe sehe. Dann schmückt meine Einbildungskraft sie mit den reichsten Gewändern, bedeckt sie mit Purpur, und setzt ihr eine diamantene Krone auf's Haupt. Ist sie noch immer Ihre Schülerin?“ — „Immer; es ist eine ausgezeichnete Sängerin, aber seitdem ich sie nicht gesehen, hat man ihren Hausstand eingerichtet. . . sie hat sich verheirathet.“ — „Sie ist verheirathet,“ sagte der Edelmann mit einem Seufzer, »das ist Schade; eine so hübsche Dame, so feich und lieblich, wie die, sollte, wie dem Botanisten die Prachtblume, die er nicht zu berühren wagt, theuer seyn.“ — „Sind Sie immer Dichter, mein Herr?“ — „Ist es mein Fehler, wenn es das Jahrhundert nicht mehr ist? Die Dichtkunst ist die Liebe zum Schönen, die Achtung vor erhabenen Dingen, die beredteste aller Viten, der Eingang des Geistes und des Herzens.“

Der italienische Fürst verlebte den Winter in Paris. Er sprach oft von der unbekanntem Sängerin, drückte oft respektvoll seine Lippen auf die Blätter ihres Albums; aber ach! jeder Traum hat sein Ende. Das Positive, dieß ernste und commentirende Kind, daß sich durch jede zerstörte Illusion kräftigt, bemächtigte sich seiner Seele. Er kehrte nach Italien zurück, und heirathete dort eine braune Prinzessin, die 10 Schlösser und 100 Lieu's Land, wie Prinzessinnen aus Feenmärchen, zur Mirgiste hatte. In diesem Jahre wollte er sich keiner gewöhnlichen Lebensweise entziehen, und wünschte seiner Frau Frankreich zu zeigen. Er kam durch Eu, um sich nach Paris zu begeben, und sah die versammelte Menge. Freudelärm ertönte in den Lüften, Kriegsdrommeten ließen das Echo erschallen. In der Mitte von versammelten Fürsten und vornehmen Damen gewahrte er eine junge Frau, die er sofort erkannte. „Großer Gott!“ schrie er, »das ist sie, die Schülerin von Lablache, meine unbekanntem Sängerin!“ — „Was ist Ihnen, mein Herr?“ fragte seine Frau ängstlich. — „Nichts, mein Engel, bei meiner Ehre.“ — „Dann, indem er sich einem Offizier näherte: „Herr Capitän,“ spricht er zu diesem mit zitternder Stimme, »würden Sie mir wohl den Namen dieser Dame sagen können?“ — „Die im rosenfarbenen Kleide mit dem weißen Krepphute?“ — „Gerade die!“ — „Mein Herr,“ erwiderte der Capitän dem bestürzten Fürsten, »nehmen Sie doch Ihren Hut ab, die Dame, die Sie betrachteten, nennt sich Victoria, Königin von England.“